

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 35 (1945)  
**Heft:** 39

**Artikel:** Vom Hornussen in alter Zeit  
**Autor:** F.K.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649087>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Aber Raffal vertritt ihr den Weg, seine Hände halten sie fest.

„Beantworten Sie mir noch eine Frage. Ich muss es wissen, bevor ich ... Alles hängt für mich davon ab. Sind Sie — ich meine, steht Herr ten Leert Ihnen persönlich nahe?“

Es ist schon so dämmrig im Zimmer, dass er den Ausdruck ihrer Augen nicht mehr sehen kann. Er hört nur ihr Lachen, das hell und aufrichtig klingt, ohne jede falsche Note.

„ten Leert? Barmherziger Himmel, ten Leert als Liebhaber?“ Sie schüttelt sich vor Vergnügen, dass er sie kaum festzuhalten vermag.

Etwas in ihm jubelt auf. „Und Bogadyn?“ fragt er, kaum noch ernsthaft bedrückt.

Ihr Lachen verstummt. Ein, zwei Herzschläge lang zögert sie mit der Antwort. Dann sagt sie mit einer Gleichgültigkeit, die der inneren Wahrheit ihrer Worte entspricht:

„Weder Bogadyn noch ten Leert. Sie sind mir beide zusammen nicht wichtiger als mein Schuhlöffel.“

Ohne Widerstand gibt sie dem Druck seines Armes nach, der sie mit plötzlicher Heftigkeit umschlingt. Ihr warmer, duftender Atem streift sein Gesicht.

„Komm“, sagt er leise und zieht sie zum Fenster, „damit ich noch etwas von dir sehe ...“

Wie etwas ganz Neues, Niegeschautes erlebt sein Blick die Schönheit dieses zurückgebogenen Gesichtes, wie ein unverhofftes Gnadengeschenk.

„Ich habe seit Menschengedenken keine Frau mehr geküsst“, murmelt er, während sein Mund verlangend den ihren sucht. Ein Leben voll Bitternis und Enttäuschungen versinkt in der glühenden Ewigkeit dieses Kusses. Es gibt keine Zukunft mehr, noch Vergangenheit, keine Nahrungs-sorgen und Gläubiger und ten Leerts. Es gibt nichts mehr als sie — als den himmlischen Rausch dieser Minute, in dem alle Erdenschwere sich auflöst — — —

Dann schreckt irgendein Geräusch im Hause ihn auf. Er muss sich erst auf die Wirklichkeit besinnen. Die Däm-

merung hat das Zimmer ausgelöscht, kein Gegenstand ist mehr zu erkennen. Das helle Türkisgrün zwischen den Eukalyptusbäumen ist dunkler geworden, und der kleine Stern hat Gesellschaft bekommen: vier, fünf zwinkernde Brudersterne und einen schmalen, sehr jungen Mond.

Nebenan in der Küche schlägt eine Wanduhr sieben. Raffal löst sich sanft aus den Armen der Geliebten.

„Wir wollen Licht machen“, flüstert er, „ich glaube, der Junge ist zurückgekommen.“

Er tastet sich zum Lichtschalter. Betäubt von der plötzlich einbrechenden Helligkeit, mit lächelndem, berauschten Augen sehen sie einander an.

„War das sieben Uhr?“ fragt sie mit einem kleinen Stossseufzer des Bedauerns. „Dann ist es höchste Zeit für mich, sonst wächst dem armen Yvo noch der Bart durch den Marmortisch. Er wartet nämlich schon über zwei Stunden auf mich, in der schäbigsten kleinen Bar, die in ganz Menton aufzutreiben war.“ Sie ordnet rasch vor ihrem Taschenspiegel das verwirrte Haar. „Ich hab' ihn da abgesetzt, damit er in der Zwischenzeit von niemand gesehen wird. Denn offiziell sind wir zusammen im Kino und sehen uns die Garbo als ‚Kameliendame‘ an. O weh!“ Sie beisst sich erschrocken auf die Lippe und macht ihr bestürztes Schulmädchen-gesicht. Dann dreht sie sich schnell nach ihm um und wischt ihm mit dem Zeigefinger die missbilligende Falte vom Mund. „Mach kein so böses Gesicht — du! Genügt es nicht, wenn ich dir immer die Wahrheit sage? Vorläufig wenigstens, bis ich mehr Uebung darin habe. Ich werde mir schreckliche Mühe geben, du wirst sehen. Aber Kaja muss ich unbedingt noch eine Weile beschwindeln — schon unseretwegen. Sie bewacht mich wie ein Höllenhund. Ich soll an nichts denken als an meine Kunst. Wenn sie eine Ahnung hätte, wie es mit uns steht, würde sie mich keinen Schritt mehr allein lassen. Und das —“ Sie vollendet den Satz mit einer leidenschaftlichen Gebärde, die mehr sagt als Worte.

In der Küche macht Tino sich durch allerhand hausräumliche Geräusche bemerkbar. Er ist gerade dabei, eine

## Vom Hornussen in alter Zeit

Welcher Berner kennt es nicht, das Hornussen, das neben dem Schwingen wohl jene Leibesübung ist, die am meisten heimatlichen Erdgeruch atmet. Bodenständigkeit ist wohl eines der hauptsächlichsten Merkmale dieses Spiels, dem zudem beachtliche moralische Werte zugute gehalten werden dürfen. Das Hornussen fördert den Gemeinschaftsgedanken und lässt der Zusammenarbeit und gegenseitigen Unterstützung der Spieler weiten Raum. Mut und Konzentrationsvermögen sind weitere Erfordernisse, die an jeden guten Hornusser gestellt werden. Kleiner Klassengeist ist hier verpönt. Der bescheidene Knecht gilt im Hornusserries ebensoviel wie der Sohn des Herrenbauers.

Mancher, der an einem Sonntag durch die heimatlichen Fluren gepilgert ist und den Leuten von der Rute und der Schaufel zugeschaut hat, hat sich sicher schon die Frage gestellt, woher eigentlich dieses eigenartige Spiel auch stammt und welches wohl seine ursprüngliche Bedeutung war. Nun möchten wir doch gleich vorausschicken, dass selbst Volkskundler, die sich ebenfalls mit dieser Frage beschäftigt haben, uns darauf keine restlos befriedigende Antwort geben können. Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Spiel und seinen ursprünglichen Formen eine heidnisch-religiöse Vorstellung. Sehr wohl möglich ist aber auch — diese Auffassung vertritt z.B. der bekannte Volkskundler Christian Rubi —, dass das Hornussen von

einem uralten Kriegsspiel herführt, das den Zweck verfolgte, die jungen Leute zu kriegstüchtigen Männern heranzuziehen. Aber, wie gesagt, etwas Sichereres lässt sich über dieses Spiel nicht sagen.

Urkundlich ist das Hornussen bei uns im Bernerland — es wurde, nebenbei erwähnt, in früheren Jahrhunderten schon im Wallis und in Graubünden gepflegt — bereits 1625 bezeugt. Die ältesten Quellen sind hier, wie auf so vielen andern Gebieten, die sog. Chorgerichtsmanuale, die bekanntlich in allen bernischen Kirchgemeinden geführt wurden und uns heute einen recht vielsagenden Einblick in das bernische Volksleben früherer Zeiten vermitteln. So zeigen sie uns nun auch, wie die bernische Landeskirche früherer Zeiten einen unentwegten, wenn allerdings auch vergeblichen Kampf gegen das Hornussen führte, ganz besonders natürlich dann, wenn dadurch die Predigt und die Kinderlehre, zu deren Besuch seinerzeit auch junge Männer und Frauen gehalten waren, versäumt wurden. Geistlichkeit und Chorgerichte wurden in ihrem Kampf mehr oder weniger eifrig von der weltlichen Obrigkeit unterstützt, die zwar das Hornussen an und für sich als «unschuldige» Leibesübung betrachtete, die weniger Aergernis erregte, als andere Spiele, die aber schliesslich doch dazu kam, das Hornussen während des Gottesdienstes ganz zu verbieten. Der Regierung war es dabei freilich ebenso sehr, wie um die Weckung und Förderung kirchlich-religiösen Lebens,

darum zu tun, durch den Besuch des Gottesdienstes treue, gehorsame Untertanen zu bekommen. Wer den Besuch des Gottesdienstes versäumte, galt in altherinnerter Zeit nicht nur als unkirchlich, sondern zog sich leicht den Verdacht regierungseindlicher Gesinnung zu.

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Hornussen auf eine breitere, organisierte Grundlage gestellt. 1902 wurde der Eidg. Hornusserverband ins Leben gerufen und bereits 1903 fand in Heimiswil bei Burgdorf das 1. eidg. Hornusserfest statt, woran sich 24 Gesellschaften mit 500 Hornussern beteiligten. Die eidgenössischen Feste der letzten Jahrzehnte zeigten Massenaufmärsche. In frischer Erinnerung ist wohl noch bei vielen das letzte und unmittelbar vor Kriegsausbruch stattgefundene eidg. Hornusserfest von Bözingen bei Biel, wo auf 70 Riesen 250 Gesellschaften mit 5000 Mann um die Siegespalme stritten. In den letzten Jahren wurden die Hornusserfeste dezentralisiert und in bescheidenem, festlichem Rahmen durchgeführt.

Dass sich da und dort im Hornusserwesen Mißstände bemerkbar machen, soll nicht verschwiegen bleiben. Besonders ist zu bedauern, dass städtische Gesellschaften dieses doch eigentlich typisch ländliche Spiel allzu sportmäßig betreiben und dank ihrer grösseren Geldmittel und ihrer ausgedehnteren Übungsmöglichkeiten die ländlichen Gesellschaften zu verdrängen in der Lage sind. Hoffen wir trotzdem, dass das Hornusserspiel auch weiterhin auf dem Lande eine gute Heimstätte finden möge!

Omelett zusammenzurühren, als der Vater mit seinem Besuch in der Tür erscheint.

„Madame Caliga will sich von dir verabschieden, Stan“, hört er ihn mit einer ganz fremden, dunkelschwingenden Stimme sagen, „du kannst mit dem Abendbrot noch etwas warten, ich begleite sie noch zu ihrem Wagen.“

„Wenn er überhaupt noch da ist“, lacht Ariel sorglos. „Ich habe ihn oben an der Strasse gelassen, weil Ihr Zufahrtsweg zu schmal ist. Und eben fällt mir ein, dass ich ganz vergessen habe, ihn abzuschliessen.“

Sie nimmt Tino bei den Schultern und gibt ihm einen leichten Kuss auf die Wange. „Auf Wiedersehen, Strolch! Morgen um fünf kommst du zur Violinstunde — Caphotel, Zimmer Nr. 76 — kannst du dir's merken? Du fragst nach Herrn Yvonitsch, falls ich zufällig nicht daheim sein sollte. Verstanden?“

„Ich werde ganz bestimmt zufällig nicht daheim sein“, flüstert sie beim Hinuntersteigen und kneift den Geliebten übermütig in den Arm. „Ahnst du warum?“

Er schüttelt den Kopf.

„Du Esel — weil ich morgenpunkt fünf Uhr bei dir bin! Man soll immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden“, sagt sie mit einem glücklichen Spitzbubenlachen und zieht ihn in eine letzte, kurze Umarmung, bevor sie ins Freie treten — — —

Tino hat fast eine halbe Stunde Zeit, um auf der Occarina seinen Freudenrausch auszutoben, und der steifgeschlagene Eierschnee zerläuft inzwischen wieder. Endlich hört er den Schritt des Vaters auf der Treppe. Und auch dieser Schritt kommt ihm, wie vorhin die Stimme, auf einmal ganz anders vor: rascher, jünger — nicht so langsam und müde wie sonst. Tino hält horchend den Atem an. Ob er sich getäuscht hat — ob aus der Sache mit dem Holländer am Ende doch etwas wird? Er getraut sich nicht direkt danach zu fragen. Niki ist bei Tisch so sonderbar zerstreut, viel ärger noch als gewöhnlich — nur irgendwie anders — nicht zu sagen wie. Er macht, statt zu essen, allerhand verrückte Männerchen aus seinem Brot und starrt dabei die Wand an, mit förmlich geistesabwesendem Lächeln, als wäre man gar nicht vorhanden. Sogar die schöne Kräuteromelette, die trotz dem zerronnenen Eierschnee vorzüglich gelungen ist, lässt er zur Hälfte liegen.

Schliesslich, als alle Mittel, ihn aus seiner schweigsamen Versunkenheit herauszulocken, versagen — sogar auf nervenzerrissendes „Tellerkratzen“ reagiert er heute nicht — kann Tino nicht mehr länger an sich halten.

„Du Niki“, platzt er heraus, „warum meinst du eigentlich, dass du kein Laboratorium mehr brauchst?“

Der Vater hält mitten in seiner Modellierarbeit inne und sieht ihn mit dem Blick eines angerufenen Schlafwandlers an. „Wieso? Wer sagt das?“ fragt er wie aus dem Traum. „Na, aber — —“ Tino gerät vor Erstaunen ins Stottern, „du selber hast es doch vorhin gesagt. Und da — dachte ich, dass — dass etwas passiert ist — in Nizza. Mit dem Holländer — meine ich.“

„Ach so . . . !“ Raffal macht eine vage Gebärde, die ebensogut eine Zustimmung wie eine Verneinung sein kann. „Wir sind uns über einen gewissen Passus noch nicht einget, erklärt er endlich nach einem Zögern, „aber vielleicht . . . Mir ist da grade unterwegs ein Einfall gekommen, wie man ihn vielleicht abändern könnte. Wenn sie darauf eingehen . . .“ Er lehnt sich in den Stuhl zurück und lässt seine Augen mit verlorenem Lächeln über die altersgeschränkte Balkendecke streifen. „Es wäre am Ende doch ganz hübsch, wenn wir den alten Kasten endlich einmal ausbauen und uns ein bisschen bequemer einrichten könnten. Was meinst du, Stan . . . ?“

10.

In der alten Mühle geht es zu wie im Märchen, wenn das verwunschene Schloss plötzlich aus seinem Zauberschlaf erwacht und das so lange festgebannte Leben mit doppelter

## DIE LEBENSHÖHE

Von hohem Berge kommt herabgestiegen  
ein weiser Mann, den weisses Haar umhüllt.  
Was mag wohl hinter jenem Gipfel liegen?  
Des Greises Das ein hat sich dort erfüllt!

Ein heitner Bursche schlendert ihm entgegen,  
um ganz den gleichen Pfad hinaufzugeh'n.  
Noch sieht er nicht, was Jenseits ist gelegen  
und kann den Alten darum nicht versteh'n.

Denn erst da droben lernt ihr's stumm begreifen,  
was alle Steigbeschwerden nichtig macht,  
wenn auf der Lebenshöhe, wo wir reifen,  
der Geist entfaltet seine schönste Macht . . . !

Hans Giannini.

Geschwindigkeit die verlorene Zeit wieder einzuholen sucht. In dem noch eben so stillen Garten laufen ein halbes Dutzend italienischer Maurer in kalkbeschmierten Kitteln umher, überwacht von Andre Sarda, der mit napoleonischer Geste vom Feldherrnhügel eines kleinen Kieshaufens aus seine Leute dirigiert. Vor dem altersschwachen Gartentor, das ganz überanstrengt in den Angeln hängt und es schon aufgegeben hat, sich überhaupt noch zu schliessen, hält alle Augenblicke ein schnaufendes und krachendes Lastauto mit Zementsäcken, Balken oder Ziegelsteinen, die unter erheblichem Geschrei abgeladen und aufgestapelt werden. An dem halbverfallenen Lagerschuppen der Mühle ist schon mit Pfählen der Erweiterungsbau abgesteckt und das feste Fundament ausgemauert, das die Maschinen tragen soll. Ja, die Maschinen, die inzwischen in Prag abmontiert und demnächst verladen werden sollen, um dann nach ein paar Wochen hier aufgestellt zu werden.

Man hat ein paar schöne alte Johannisbrotbäume opfern müssen, um die es Raffal eigentlich leid tat, aber wie der um seine Pläne besorgte Andre mit feurigen Gesten und hallendem Pathos immer wieder verkündet: man muss dem Fortschritt Opfer bringen. Nur mit einiger Mühe hat Raffal es durchsetzen können, dass wenigstens die von ihm bisher bewohnten Räume von Andres Fortschrittsbegeisterung fürs erste noch verschont bleiben. Wenn nur der Maschinenraum rasch fertig wird, der zugleich auch noch das kleine Privatlaboratorium beherbergen soll. An vernünftige Arbeit ist bis dahin sowieso nicht zu denken.

In der Küche stolpert man dauernd über unzählige Katzen, die erschreckt aus dem allzu lauten Garten hierher geflüchtet sind und über all dem Tumult völlig den Kopf verloren zu haben scheinen. Nur wenn ein paar Minuten vor zwölf die Männer im Garten umständlich ihr mitgebrachtes Mittagessen auspacken und bequem im Schatten hingelagert — den Napf mit Makkaroni, das Weissbrot und die Flasche Rotwein säuberlich auf einer Zeitung vor sich — zu essen beginnen, dann wagen sich zögernd und mit erhobenen Schwänzen auch die Katzen wieder hervor, um mit mehr oder minder bescheidenem Mauzen oder höflichem Schnurren ihren Anteil zu erbetteln.

Denn in dem allgemeinen Wirrwarr vergisst selbst Tino, der treue Katzenvater, manchmal seine Pflichten pünktlich zu erfüllen. Am Nachmittag ist er jetzt sowieso immer in

Menton, wo Yvo ihm täglich Violinunterricht gibt. Die beiden sind beinahe unzertrennlich, und selbst wenn Ariel nicht mit durchtriebener Miene ihm anempfohlen hätte, sich doch ja recht viel mit dem Jungen zu beschäftigen, könnte der junge Musiker sich keine reizvollere Aufgabe denken, als Tinos knabenhafte, natürliche Begeisterung für die Musik in die Bahn ernster künstlerischer Arbeit zu lenken. Als Gegenleistung nimmt Tino seinen neuen Freund zuweilen zum Fischen mit und gibt sich die redlichste Mühe, ihn in die Geheimnisse des Angelsportes und des „Bärchenstechens“ einzuführen, wenn auch freilich nur mit dem Erfolg, dass Yvo sich dabei nasse Füsse holt und am nächsten Tag vor Schnupfen nicht aus den Augen schauen kann.

Raffal selbst ist auch nicht viel zu Hause. Wenn Andre ihn nicht gerade zu irgendwelchen wichtigeren Anordnungen auf dem Bauplatz benötigt oder eine unumgängliche Befragung ihn abhält, lässt er alles stehen und liegen und fährt, so rasch es nur der holperige und jetzt doppelt ausgefahrene Weg erlaubt, in seinem netten, kleinen Renault, den ihm ten Leert bei seiner Abreise sozusagen als Abschiedsgeschenk hinterlassen hat, einfach auf und davon.

Erst wenn die grosse Fahrstrasse erreicht ist, verlangsamt er das Tempo, jetzt kann ihn doch niemand mehr einholen oder zurückrufen. Und während er geruhig an grossen, allzu prächtigen Villen und kleinen, lustig bunten Landhäusern vorüberfährt, ab und zu den beinahe ehrerbietigen Gruss eines Einheimischen beantwortend, überlegt er sich mit einer leichten Bekommenheit, ob das alles eigentlich mit rechten Dingen zugeht und ob nicht etwa der ganze Wunschtraum so enden wird, wie bei dem Fischer und seiner Frau Ilsebill, die bekanntlich nach aller verwegenen Herrlichkeit eines Tages wieder in ihrem Essiggott sassen.

Ja — die Verzauberung hat ganz offenbar mit jenem Augenblick begonnen, als Ariel damals den zerknitterten Vertrag in die Hand nahm, von dem sie eingestandenermassen kein Sterbenswort verstand. Trotzdem muss dies vertrackte Stück Papier sich schon damals irgendwie verändert haben. Elbische Wesen, wie gute und auch übrigens böse Feen, sind keineswegs vertragsrechtliche Autoritäten oder zuverlässige Patentanwälte, aber sie können offenbar mit einem Schlag — einem Schlag ihrer Zaubergerte vermutlich — die hartnäckigsten Schwierigkeiten in Nichts zergehen lassen und den klügsten Leuten neue Einfälle schenken, auf die normalerweise nie jemand gekommen wäre. Höchst naheliegende Einfälle unter Umständen, und doch gewissermassen plötzliche Erleuchtungen. Und die Erleuchtung ist damals nicht ihm allein zuteil geworden, sondern merkwürdigerweise auch gleichzeitig den anderen, buchstäblich über Nacht. Gleich am frühen Morgen das Telegramm von ten Leert: „Erwarte Sie 11 Uhr Notariatskanzlei Nizza zu nochmaliger Besprechung.“ Und dann die Verhandlung selbst. Wie rasch man zu einer Einigung gekommen war. Alles, die ganze Atmosphäre, plötzlich wie durch Zauberei verändert!

(Fortsetzung folgt)

### Skizze...

Eine Blume auf staubigem Weg... und Schuhe gehen darüber hinweg... Schuhe, an denen Armut klebt und Einfachheit. Sie sind ausgetreten, und das Leder ist rissig, und vieles klebt daran... Am Morgen werden sie vielleicht gebürstet, aber der Weg ist steil, und gestern hat es geregnet... Sie sind komisch, diese Schuhe, komisch und viel zu gross. Sie sehen aus wie ein Clown. Sie lachen fast, und wissen doch viel vom

## Das alte Aarbergerstor in Bern

Wenige Jahre nach dem siegreichen Laupenkriege (1339), in den Jahren 1345 und 1346, erweiterte Bern seinen Lebensraum nach Westen hin. Ein neuer doppelter Mauerwall wurde beim Klösterlein zum heiligen Geist in weitem Bogen über die ehemalige Allmend gezogen, mit Zwingelhof und zahlreichen Türmen versehen und mit drei Toren, dem oberen Marzillitor (bis zum Bau des Bernerhofs 1859), dem Golateinmattgasstor oder späteren Aarbergerstor (bis 1830) am Ende der gleichnamigen Gasse, und dem Haupttor neben dem Spital zum heiligen Geist, dem imposanten Christoffelturm (bis 1865).

Der zinnengekrönte Golateinmattgassturm, ein stolzes Musterbeispiel mittelalterlicher Befestigungskunst, ist 1830 dem Verkehrswahn der aufgeklärten Bürger zum Opfer gefallen. Der Turm war nach der Stadtseite hin offen, er hatte also nur drei Fassaden wie die anderen Tortürme. Ein Vorwerk bewehrte als starkes Bollwerk den Zugang, und es führte eine Brücke über den achtzehn Meter breiten Stadtgraben ins Vorgelände. Dieser Mauerwall blieb ziemlich unversehrt als Abschluss der Stadt bestehen fast ein halbes Jahrtausend lang, ohne je in den Fall zu kommen, seine Brauchbarkeit zu erweisen zu müssen.

Das wesentlich breitere Terrain, das zwischen der früheren Mauer am Käfigturm und dieser endgültigen Stadtummauerung zur Verfügung stand, wurde durch sechs Strassen aufgeteilt, wobei die eine Hauptstrasse (Spitalgasse), durch die Lage des Spitals zum heiligen Geist bestimmt, stark nach Südwest und die andere (Aarbergergasse) nach Nordwest abbog. Damit hatte die Stadt schon ihre Ausdehnung erhalten, die sie bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts beibehalten hat, sie fasste jedoch nur einen Bruchteil der späteren Einwohnerzahl.

Den grössten Teil des Areals, besonders an den hintern Gassen, nahmen Ställe und Speicher, alte Vorstadthäuser und Krautgärten ein; sie verrieten die landwirtschaftliche Betätigung vieler Einwohner. Man stolperte auch noch über Misthaufen und Schweinställe, die an den Gassen lagen. Zwischen den schmalen Häuserreihen grünten nutzbare Gärten. Erst 1882 verschwanden die malerischen Häuser an der Waisenhausstrasse, der Frutiggarten und die stattliche Kaserne am Waisenhausplatz, um dem neuen Gymnasium Platz zu machen. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich im Lauf von fünfzig Jahren beinahe verdoppelt. Wies sie bei Beginn des Jahrhunderts ungefähr 14 000 Seelen auf, so ergab die Zählung ihrer Einwohner 1850 nahezu 28 000. Die Stadtmauern waren gefallen, der Zustrom wurde durch keine Schranken mehr gehemmt.

Im Jahr 1830 kam man dem Bedürfnisse eines bequemeren Eingangs zur Aarbergergasse entgegen: das innere Aarbergerstor wurde abgebrochen, die Ring- und Stadtmauern demoliert und der Graben zugeschüttet. Man begann dort mit dem Bau des gross angelegten Zuchthauses, das von 1825—1834 wie für die Ewigkeit in mächtigen Sandsteinquadern aufgeführt wurde und kaum ein Menschenalter überdauern sollte. Den Bären wurde außerhalb des äusseren Aarbergertores ein neuer Platz angewiesen, nachdem sie seit 1764 im Stadtgraben vor dem inneren Aarbergerstor mit ihren Spässen die Bevölkerung erfreut hatten.

Mit der Niederlegung der Befestigungsanlagen war die Stadt gegen Westen entwicklungsfähig geworden, und schon im Jahre 1835 erfolgte der erste wichtige Schritt zur Änderung des jahrhundertealten Stadtbildes; es entstand in der Folge am äusseren Bollwerk eine stattliche Häuserreihe, die sich als außerhalb des alten Stadtgebietes schon von der traditionellen Bauweise löste und sich von dem modernen Renaissancestil beeinflussen liess: ohne Lauben und ohne Dachvorscherm, langweilige Bauten, wie sie jede Provinzstadt aufweist. In den dreissiger Jahren wurde durch Baumeister Lutz ein neues Anatomiegebäude erstellt an den sogenannten Kohlerturm, am äusseren Mauerring, wo heute das Amthaus steht.

Die alte Ringmauer an der Stadthalde und der „Blutturm“ an der Aare, früher Hexenturm oder Femgerichtsturm genannt, sind nicht ganz dem Verfall überlassen worden, sie sollen als erste Schens-

Leben. Sie wissen nichts von unserem Leben, von Orchideen und Seide... Sie wissen nur von dem ihren, von Disteln und grobem Tuch. Und das Tuch riecht nach Sonne, nach Erde und Schweiß. Es riecht wie die Füsse, die in diesen Schuhen stecken, und weiter oben ist der Rücken schon vornüber geneigt, dem Boden zu...

Die Schuhe schlurfen, die viel zu grossen Schuhe... immer weiter, immer vorwärts, rastlos, ohne Halt... und ich schaue verwundert auf die meinen, die nicht weiter gehen, die nur jene andern sehen, dort vorne...  
Jolanda Günther